In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" •

Nr. 1. Posen, den 1. Januar 1929. 3. Jahrg.

1160 CZASOP. 1929 145

Copyright by J. Engelhorns Nachf. Stuttgart.

Die Hoermanns

Roman von **Karl Busse.**

(Schluß). (Nachdruck verboten.)

Das traf. Wie ein Dolchstoß traf das und tat weh. Und sie wußte gar nicht, was sie getan hatte.

Richard Wilke war um einen Ton bleicher geworden. Die Rechte noch immer in der Schleife des Riemens, beugte er sich und starrte auf den Fußboden, als wollte er dort etwas suchen.

Aber noch einmal flog er auf, als hoffe er doch noch mit letzter Kraft das Ziel zu erreichen.

„Fräulein Christel," sprach er fast beschwörend, „das kann doch nicht das Rechte und Natürliche sein, vorbeizugehen an dem Höchsten, was der Mensch hat, und worin er sich vollendet. Ich rede ja doch nicht von der Ehe als von der üblichen Versorgungsanstalt, in der man gegenseitig verphilisiert. Sondern in ihrer schönsten Form: Wenn Geist zu Geist und Schwung zu Schwung kommt, und in diesem Einswerden die Flugkraft sich verdoppelt. Es kann doch keinen höheren Lebensgewinn geben. Allein ermattet ja selbst der Stärkste einmal, aber zwei zusammen mit dem gleichen geistigen Streben — —"

Er war wieder ganz begeistert von der eigenen Rede. Er suchte nach dem Wort. Er dachte an die dunklen Abende und die dunkle Einsamkeit. Immer höher schwang er sich.

Da sah er, wie Lüttings Nasenflügel in einem gewaltsam unterdrückten Lachen zitterten — wie ein zuckend Schmunzeln ihre Lippen bewegte.

Es verschwand sofort. Aber es genügte, daß seine Glut jäh zusammensank. Er fühlte scharfe Bitterkeit auf der Zunge; wie ein Riß ging es durch sein Herz. Und mit einem angequälten Lächeln sagte er: „Es kommt Ihnen wohl komisch vor, daß ich so schwabble. Wenn so ein Junggeselle von der Ehe spricht — —"

Doch sie, als ahne sie, was in ihm vorging, mit feiner Röte in dem sonst blassen Gesicht: „So war es nicht gemeint! Aber was Sie da aufstellen, ist doch nur ein hohes und schönes Ideal, das sich nur wenigen Sonntagskindern in dieser Welt erfüllt. Und es wäre doch töricht, die Hände in den Schoß zu legen und gläubig jetzt das ganze Leben auf dieses große Los zu warten. Da sucht man sich ein andres Ziel . . . Und gibt es schönere Wege — schließlich muß doch jeder seinen eigenen gehen."

In den Plauderton zurückfallend: „Meine Bücher dürfen Sie mir nicht schlecht machen."

Dabei strich sie lose mit der behandschuhten Rechten über die Mappe.

Richard Wilke war ganz still. Er sah ein, hier gab es nichts mehr für ihn zu hoffen. Aber ihre letzten, in viel wärmerer Art gesprochenen Worte hatten dem Schmerze alles Aetzende und Scharfe genommen. Was noch da war und übrig blieb, war eine wunderlich ihn durchwogende Ergebung. Als wär' er für immer allen Hoffnungen und Glückseligkeiten des Lebens entrückt. Als wär' er mit einem Male älter geworden und sähe voll Mitleid mit sich selbst und voll eigener Rührung auf diesen armen Richard Wilke herab, dem der Himmel so glatt alles abschnitt.

Er blickte zu der Kleinen hinüber, die er so lieb hatte und auf die er doch dies ganze Erdenleben verzichten sollte, und aus Herzweh und gewaltsam zurückgedrängter Liebe und Rührung wob sich ihm etwas zusammen wie ein verhaltenes väterliches Gefühl, das unter verschluckten Tränen segnet.

„Ich kann Ihnen nur wünschen, daß alles so eintrifft, wie Sie es erhoffen. Und wenn Sie mal jemanden brauchen, Fräulein Christel — einen guten, guten Freund, der gern alles für Sie tut, dann denken Sie, bitte, an mich!"

Da wurde sie scheu und verlegen. Unsicher, ohne ihn anzusehen, dankte sie, und diese Unsicherheit gab ihrem Gesicht einen neuen, weicheren und anmutigeren Reiz. Sie ward die Befangenheit auch bis zum Ende der Fahrt nicht mehr los. Hartnäckig blickte sie an ihm vorüber, und es war ihr wie eine Erlösung, als sie die Bahnhofstreppen hinabstiegen, und sie draußen schon die kleine alte Pferdebahn halten sah.

Sie ging durch die Sperre voran. Aber plötzlich: „Bedaure sehr, mein Herr . . . ich kann Sie nicht durchlassen. Das Billett ist nicht geknipst. Von wo kommen Sie denn?"

Verwundert trat sie näher. Richard Wilke protestierte, lebhaft, aber vergeblich, und als sie ihm bestätigte, daß er am Bahnhof Friedrichstraße eingestiegen sei, zuckte der Beamte die Achseln.

„Dann müßte das Billett doch gelocht sein, meine Dame! Oder der Herr hat den Bahnsteig Friedrichstraße gar nicht verlassen."

Eine Sekunde starrte sie ihn an, der plötzlich glühend rot ward und stotterte. Sie begriff alles. Er hatte sie erwartet. Und plötzlich hielt sie sich nicht mehr: Sie mußte lachen — lachen — sie preßte das Taschentuch gegen den Mund, es nützte nichts. Alle Scheu und Unsicherheit von vorhin fegte dieses Lachen hinweg.

Sie schämte sich, aber sie konnt' es nicht unterdrücken. Und nur mühsam vermochte sie zu sagen: „Entschuldigen Sie mich, Herr Doktor . . . die Pferdebahn läuft mir sonst weg. Und nochmals vielen Dank!"

Ein kurzes Nicken — fort war sie. Er konnt' nur noch den Hut ziehen.

Wortlos händigte er dem Beamten auch seine Hinfahrtskarte ein und schlich völlig geknickt nach seiner Wohnung.

Ich wachse mich zu einer tragischen Gestalt aus! dachte er.

Und das Schlimmste: selbst die Tragik hatte bei ihm etwas Komisches! Dieses ungeknipste Billett, das der Kleinen alles verraten hatte, zog das Erhabene ins Lächerliche! Solch ein Pech konnte nur er haben! Und verzweifelt schloß er sich in seine Bude ein, legte sich aufs Kanapee und stöhnte.

Es war alles aus und vorbei. Träume und Hoffnungen zerstoben — zerplatzt wie Seifenblasen. Und mit gefalteten Händen saß nur eine graue Schwester bei ihm, die Ergebung, und wiegte sein Herz.

Akc. Nr: 1366/30
A.

Gelacht hatte Lütting — einfach gelacht! Es war ja auch lächerlich.

„Fahr wohl!“ sagte er, als stünd' sie vor ihm.

Das Wort tat ihm gut. Ein wehes und großes Gefühl kam ihm daraus entgegen. Es schwoll in ihm empor; er stammelte; er drückte die Augen zu. In Schmerzen formten sich ihm Klänge.

„Fahr wohl! Mein Herz soll einsam sein
Und einsam soll's verblühen,
In Herbstweh und in Frühlingsschein
Soll ihm kein Traum mehr glühen.
Nie wird der Liebe heil'ges Licht
Mehr leuchten meinen Tagen
Und nie ein Kinderangesicht
Je meine Züge tragen!“

Das rührte ihn selber so, daß er eine einsame Träne abwischte. In diesen Versen ergriff ihn sein schweres Schicksal fast noch mehr als während des Erlebens. Fortwährend sang er sie vor sich hin — in Schmerzen wohl, aber auch mit einem leicht wärmenden Stolz, denn zum ersten Male war ein lyrisches Werk von ihm damit über vier Zeilen hinausgediehen. Selbst die Erkenntnis, daß es nach der Melodie des „Wanderliedes“ ging, konnt' ihn nicht ganz niederzwingen.

Viel schwerer war es, daß er nun endgültig auf die Kinderchen verzichten sollte. Kluge und dumme, blonde und braune, ähnliche und unähnliche — — nie würde sich das Auge der Ungeborenen dem goldenen Licht der Sonne öffnen.

Bitter! Bitter! Was blieb ihm noch? Der Hund?

Sein Herz zog sich zusammen. Er sprang auf. Er lief hin und her.

Sein Notizbuch lag aufgeschlagen auf dem Tische. Mechanisch nahm er es und las. Seine Klasse war das — die Quarta.

Behrens, Frensdorf, Gericke, Heinauer, Hardel, Hermann, Jekel, König — — —

Da standen sie . . . alle untereinander! Dieses Rupp- und Kruppzeug, das ihn bemogeln wollte. Aufhängen müßte man jeden einzelnen!

Er brummte und murrte: Satansbande!

Jedes Jahr kamen neue, sie wuchsen nach wie die Pilze.

Alles seine Kinder. Wer hatte noch mehr wie er?

Und er lächelte noch etwas trübe, lächelte mit einem Blick auf das Notizbuch schon etwas freier und hob halb die Arme: „Meine lieben Bengels!“

Erinnerung.

Silvesterskizze von **Hermann Lex**.

(Nachdruck verboten.)

Drei Stunden wohl fuhr ich schon durch die einsame Winternacht. Silbern sang sich das Schellengeläute der vier Pferde in die weiße Weite, und ihr dampfendes Schnauben unterbrach jäh ab und zu die Stille.

Schweigend, warm eingemummt in einen Pelz, saß der Kutscher; verschiedene Male versuchte ich, ihn anzurufen, wie lange noch die Fahrt dauern würde; keine Antwort gab der Kerl.

Immer in gleicher Eile flog der Schlitten durch die Landschaft, selten leuchtete ein Dorf in die Winteröde.

Mit den Sternen über mir, die in funkelnder Helle strahlten, hielt ich Zwiesprache, so wie ich es in den Jahren mehrjährigen Aufenthalts in den Tropen getan.

Eigentlich war es seltsam mit meiner Reise in der Silvesternacht. Kaum drei Monate im Vaterlande, schrieb vor ein paar Tagen eine mir nur vom Hörensagen bekannte Tante, in dringender Angelegenheit müßte ich sie besuchten, und zwar in der Silvesternacht.

Ich hatte mir meinen Jahresschluß anläßlich der langen Trennung von allen Freunden in der Stadt anders ausgemalt. Weiß Gott, ich wäre auch nicht gefahren, hätte nicht Ellen, meine Braut, dazu gedrängt. „Es schwebe so geheimnisvoll um die Zeilen der Tante“, meinte sie. — —

Der Kutscher vor mir wandte sich.

„Da liegt das Gut“, schrie er, und wies mit dem Peitschenstiel nach einem flackernden Lichtschein.

Eine Viertelstunde später stand ich in einem langgestreckten, in köstlichstem Empirestil eingerichteten Salon, und vor mir meine Tante.

Zwei edelgeformte Hände legten sich in meine; über ihr von weißer Haarfülle gekröntes Gesicht ein herzlich-gütiges Lächeln, dann legte sich wieder der wehe Zug eines stillen Leides darüber, wie ich ihn auf allen Bildern der Tante geschaut . . .

Ein Viertel vor zwölf Uhr. Meine Tante erzählte aus vergangenen Tagen. Wie meine Mutter meinen Vater anläßlich eines Manövers kennenlernte, wie er diese ein Jahr später in die Welt geholt, und sie nun allein auf dem väterlichen Gut geblieben sei, niemals die Welt aufgesucht habe, seit . . . Sie stockte.

Ich sah auf.

„Du ließest mich so dringend rufen, Tante“, sagte ich. „Weshalb? Und gerade in der Silvesternacht?“

„Das sind Erinnerungen, lieber Neffe. Und heute jährt es sich zum fünfzigsten Male. Damals, als es geschehen, habe ich nicht geglaubt, daß ich es fünfzigmal im Erinnern ertragen könnte . . .

Deine Mutter war damals einundzwanzig, ich dreiundzwanzig Jahre. Die Mutter hatte uns streng erzogen, und der Vater war weit und breit wegen seiner Härte, seines Jähzorns und seiner Grobheit bekannt. Doch er war der reichste Gutsbesitzer, konnte es sich leisten, grob und abstoßend mit anderen und mit uns zu sein.

Ich hatte eine Liebe. Alfred stand bei den Königshusaren in Z. Ein flotter Offizier, umworben. Doch mir war er treu. Zu Weihnachten wollte er um meine Hand anhalten. Am heiligen Abend kam statt dessen ein Brief . . .

Alfred hatte gespielt und — verloren, nicht nur sein großes Erbteil, sondern noch Schulden in beträchtlicher Höhe dazugemacht. Am zweiten Januar war der Ehrenwechsel einzulösen. Nur meine Liebe könnte ihn davor bewahren, das Schreckliche angesichts des Unvermögens, den Wechsel einzulösen, wahr zu machen. Ich möchte mit meinen Vater sprechen, ob er die Wechsel einlösen wolle.

Ach, hättest du deinen Großvater gekannt, du würdest es nicht gewagt haben, ihn in dieser Sache anzusprechen. Auf Anraten Mutters wartete ich bis nach dem Fest, um dessen Weihe nicht zu stören. Nach dem Fest verreiste mein Vater plötzlich. Ich konnte ihm mein Anliegen vorher nicht mehr sagen.

Fassungslos erwartete ich seine Rückkehr, zumal Alfred mir mitteilte, daß er mich auf dem Ball der Baronin von W. zu Silvester erwarte. Mein Nichterscheinen wäre ihm die deutliche Antwort von mir, daß ich von einem Spieler und Ehrlosen nichts mehr wissen wolle und er dann den Leichtsinn einer Nacht mit dem Tode sühnen würde.

Deine Großmutter, deine Mutter und ich schmückten uns zum Balle der Baronin, und noch war der Vater nicht zurück. Es war Zeit zum Abfahren nach dem Schlosse der Baronin von W. Da endlich kam der Vater. Ich warf mich vor ihm nieder und beichtete ihm Alfreds verzweifelte Lage. Und der Vater, dieser unvorherbestimmbare Charakter, lachte: „Wenn's weiter nichts ist, Mädel, als die Schulden, die bezahle ich, der Alfred ist mir recht zum Schwiegersohn. Da hast du eine gute Wahl getroffen!“

Wir waren selig vor Glück.

Wie ein Wolfsrudel flog unser Schlitten dahin. Der Kutscher trieb die vier Pferde an, daß sie in gestrecktem Galopp in die Nacht hetzten. Drei Stunden war der Weg bis zum W.schen Schlosse, in diesem Tempo vielleicht zweieinhalbe.

Wir mochten die Hälfte hinter uns haben, da knickte das rechte Vorpferd in einen schneeüberwehten Graben, die anderen mit niederreißend. In Trümmern lag der Schlitten. Wir waren heil geblieben, der Kutscher und drei Pferde auch.

Aber nach dem von W.schen Schlosse würden wir nicht mehr kommen. Laut schrie ich in die helle Winternacht. Was half's? Der Kutscher ritt mit einem Pferde nach unserem Gutshof, einen neuen Schlitten zu holen. Warum ritt er nicht nach dem von W.schen Schlosse, suchte Alfred auf, gab ihm Bescheid? Warum? Warum?

Als er zurück war mit einem Schlitten und wir gegen das W.sche Schloß kamen, läuteten die Glocken das Neujahr ein.

Im Ballsaal standen aber die erschrockenen Festteilnehmer um den Oberleutnant Alfred. Ein schmaler Blutstreif kroch über die helle Attila. Herzschuß. Er atmete noch.

Ich warf mich weinend über ihn. Er öffnete die Augen, sah mich. „Zu spät!“ flüsterte er, und ließ das blondgelockte Haupt schwer seitüber fallen. Tot war er.“

Silbern schlug die alte Standuhr zwölf. Ich saß ergriffen.

„Und das war um diese Stunde vor fünfzig Jahren!“

Erlebnisschwer stand da die Erinnerung bei uns . . .

Der Abschied.

Von E. Nielsen.

Der Eingang der kleinen südfranzösischen Landstation war nur spärlich beleuchtet. Der Schnee fegte von den hohen Bergen hinab ins Tal. Rings war unheimliche Dunkelheit. Einige spärliche Lichter zitterten hier und da in dem kleinen Ort, der noch in tiefstem Schlaf lag.

In einer guten Stunde sollte der erste Morgenzug kommen. Weit her von der spanischen Grenze.

Endlich tritt eine Gestalt aus dem Dunkel in den gelben Lichtkegel vor dem Stationsgebäude.

Es ist ein Mönch aus dem armseligen Kloster auf dem Berge. Er schüttelt sich den Schnee ab und zieht dann ein altes Gebetbuch hervor, das in ein schmutziges Taschentuch eingewickelt ist und irgendwo in einer Tasche des langen schwarzen Gewandes geruht hat. Er vertieft sich in seine Lektüre, um die Gedanken auf die Worte der Schrift zu lenken, anstatt auf seinen schlaffen und leeren Magen. Etwas später betritt ein alter Weinbauer das Lokal. Er ist mit seinen zwei unentbehrlichen blauen Regenschirmen bewaffnet. In einem großen, schneefeuchten Tuch hat er seine Vesperbrote verpackt. Er ist in Staatsgarderobe und fühlt sich darin schrecklich unwohl. Er schielt boshaft zu dem Mönch herüber, setzt sich in die entgegengesetzte Ecke und rollt sich dann ruhig und besonnen eine Zigarette. Der Mönch fährt in seiner Lektüre fort, ohne den Kopf zu heben.

Dann tritt ein junges Paar ein. Er ist provinziell-elegant und trägt Kragen und Kragenschoner samt einem modischen Hut. Sein Gesicht glänzt rot vor Anstrengung und Spannung. Er trägt seine Habe in einer neuen Tasche von imitiertem Leder und will nach P a r i s reisen, um dort sein Glück zu machen.

Sie ist in Alltagsgarderobe. Ihr Gesicht ist schmerzverzerrt. Der Abschied fällt ihr schwer. Er geht mitten in den Saal und blickt sich dort mit einer Miene um, als wenn dies alles hier schon viel zu klein und lächerlich für ihn sei. Schließlich entscheidet er sich für die Bank, in deren Ecke der alte Weinbauer sanft eingenickt ist, und wirft seine Tasche in die andere Ecke. Sie folgt ihm, ohne den Blick von ihm zu wenden, langsam und zögernd schreitet sie aus — als wäre die Trennung ein gähnender Abgrund, der sie zu verschlingen drohe, wenn sie sich noch einen Schritt weiter vorwagte. Sie setzt sich neben ihn auf die Bank und versucht schüchtern, ihre Hand in die seine zu schmiegen. Er aber tut, als ob ihn dies nichts anginge und fängt auch an, sich eine Zigarette zu drehen.

Plötzlich flüstert sie mit stockendem Atem:

„Du wirst mich doch nicht vergessen . . . nicht wahr, Jean . . .?"

Er zuckte die Schultern, ohne zu antworten . . . Daß Frauen es auch nicht unterlassen können, stets zu unpassender Zeit von der Liebe zu reden . . . „Es ist ja schließlich eine große Stadt, dieses Paris," bemerkte er, um doch etwas zu sagen.

Sie antwortete nicht. Dann greift sie in ihre Tasche und fördert einen flachen Gegenstand zutage, der in weißes, dünnes Seidenpapier eingewickelt ist. Diesen Gegenstand reicht sie ihm vorsichtig hin.

„Jean — willst du an mich denken, jedesmal, wenn du es gebrauchst?"

Gleichgültig nimmt er das kleine Paket und öffnet es. Es ist ein billiges Zigarettenetui in glänzendem Metall, das Silber gleichen soll. Auf der Rückseite befindet sich das Bild einer Zigaretten rauchenden Frau in einem tiefausgeschnittenen grünen Kleid mit Wespentaille — alles in starken Farben. Er dreht und wendet es, schließt und öffnet es wieder und steckt es endlich ein . . .

„Danke. Aber du weißt doch, daß ich mir meine Zigaretten selbst drehe . . ." Tröstend fügt er hinzu: „Aber ich werde es schon dann und wann gebrauchen . . ."

Dann schweigen sie beide. Sie hat die Augen auf den Fußboden geheftet und auf ein Plakat, da[illegible]hreienden Farben für einen Winterkurort Reklame machte. [illegible] ihnen schnarcht der alte Weinbauer und mitten im Saal [illegible]der Mönch, der seine Nase sehr geräuschvoll in einem umfang[illegible]n Taschentuch schnäuzt. Ab und zu reißt der Wind an der Tür.

Ein paar verschlafene Eisenbahner treten ein. Der Billettschalter wird geöffnet. Jean erhebt sich und kauft seine Fahrkarte. Er kehrt damit an seinen Platz zurück.

„Jean . . ." es klingt wie ein angstvoller Klageschrei, „du wirst mir doch schreiben . . . nicht wahr?"

„Ja, selbstverständlich," antwortet er, ohne den Blick von seiner Fahrkarte zu heben, „du mußt nicht allzu oft Briefe erwarten . . . denke daran . . . wieviele Neuigkeiten meiner harren — Paris ist eine große Stadt . . ."

Er erhebt sich, um nicht mit weiteren unangenehmen Fragen geplagt zu werden. Er betrachtet das Plakat aus der Nähe, um dann wieder dorthin zurückzukehren, wo sie sitzt . . .

„Und — wer soll jetzt für dich waschen?"

„Ach — mache dir nur darum keine Sorgen, es werden wohl immerhin allerhand Wäschereien in Paris sein . . ."

„Ja — aber gratis . . .?"

„Ach, ich werde schon irgendeine finden, die nicht einen Sou dafür nimmt."

„Ja, aber — du wirst sie es doch nur tun lassen, damit sie dir einen Gefallen erweisen darf . . . Nicht etwa weil . . ."

„Nein — natürlich, du kleine Gans."

Ein paar Sekunden vergehen, Jean denkt einen Augenblick daran, es ihr ins Gesicht zu sagen, daß er sie und ihr albernes Geschwätz schon lange satt hat, und daß sie sich nicht zu fest auf sein Eheversprechen verlassen solle, das er ihr einmal gegeben hatte. Paris war ja eine große Stadt . . .! Es kann ja aber sein, denkt er schließlich, daß sie mich möglicherweise auch vergißt . . . Frauen sind ja nur Frauen . . .

Plötzlich fährt das junge Mädchen zusammen. Aus der Ferne ertönt schrilles Pfeifen, das unheimlich durch den dunklen Morgen gellt. Sie fährt auf, als wolle sie versuchen, den Zug aufzuhalten, bevor er in die Station einfährt . . .

Auch er erhebt sich. Mit angenommener desinteressierter Ruhe greift er nach seiner Tasche. Der alte Weinbauer erwacht mit einem schnarchenden Laut, der Mönch schlägt das Gebetbuch zu, steckt es in irgendein Loch in den schwarzen Falten und gähnt . . .

Heulend hält der Zug ein Stück vor der Station . . . Das Signal war noch nicht gehißt, aber ein schläfriger Mann macht sich auf den Weg . . . Endlich geht das Signal hoch und der Zug braust herein. Im Wartesaal wird es leer. Die schläfrigen Lichter schließen gewissermaßen ihre Augen — jetzt — da niemand mehr da ist, für den sie leuchten sollen.

Wieder ertönt ein Flöten. Der Zug setzt sich in Bewegung. Er stößt sich durch Schnee und Düsternis hindurch. Nach und nach werden die Stöße schwächer und gleiten über in ein eintöniges Flüstern. Das junge Mädchen geht langsam und vorsichtig durch den Wartesaal, als ob sie sich fürchte, jemanden zu wecken. Bei der Bank verweilt sie einen Augenblick und preßt den einen Arm krampfhaft gegen die Brust . . . dort . . . liegt das Etui mit der Frau im grünen Kleide und der Wespentaille.

Sie öffnet die Tür und geht durch die nachtleeren Straßen, geht hinaus in den Schnee unter frostigen Sternen und durch ein Gewirbel von Flocken, die weiß und still herabfallen wie kleine Sekunden in der großen Ewigkeit . . .

Schinken für Unglück.

Die Weihnachtstradition des Städtchens Demow in der englischen Grafschaft Essex besteht aus einem „Schinken-Schenken". Das ist ein schöner fetter Schinken, geräuchert und frisch, der an die glücklichste Familie im Ort jährlich zu Weihnachten verteilt wird. Da ist jedesmal große Suche im Dorf nach dem Glück im Winkel. Da geht der Bürgermeister durch die Gassen, und wenn ihm keine Klagen kommen über den Kandidaten, dann steht dem Glück nichts mehr im Wege. Dann kommt die Weihnachtsbescherung, der Weihnachtsgruß der Stadt Demow in die Familie, und der Schinken rollt vor die Tür, festlich geschmückt mit Tannenzweigen und roter Schleife. Aber das Glück ist so relativ, und darum mißfällt den Leuten aus Demow der Maßstab des Bürgermeisters. Dann ist oft Aufregung unter den Bewohnern, und es finden sich böse Zungen, die das Glück der Auserwählten anzuzweifeln wagen.

In der Stadt Graffand, in der Grafschaft Kent, da ist es freilich umgekehrt. Da kann der Schinken vom „Schwein" nicht sprechen. Dort hat er zum Glück keine Beziehungen. In Graffand holt sich die u n g l ü c k l i c h s t e Familie den Schinken. Der Magistrat der Stadt hat dafür eine treffende Rechtfertigung. Unglückliche suchen einen Trost, Glückliche aber brauchen keinen Schinken zu ihrem Glück. Dieser Tage fand die Auszahlung des Preises an die „Verdammten" von Graffand statt. Eine stattliche Gemeinde war erschienen. Da hinkten Krüppel heran mit verbundenem Kopf, holde Gattinnen mit pflasterbeklebten Gesichtern und Ehegenossen mit blauen Augen ausgestattet. Die Jury wurde förmlich bestürmt, und es beneidete der eine den anderen um sein Unglück. Endlich wurde der Preis einem alten Ehepaar zugesprochen, es hat sich vergangenes Jahr t a g t ä g l i c h g e z a n k t.

Ein weitgereister Papagei.

Als der am weitesten gereiste Papagei wird uns „Tante Popsey" vorgestellt, das Lieblingstier des Maharadscha Jam Sahib von Nawanagar, das dieser wie seinen Augapfel hütet. Popsey, die sich im Alter von 60 Jahren noch in jugendlicher Blüte befindet, hat den Herrscher bereits während seiner Studienjahre in Cambridge begleitet und ist sein Gefährte auf vielen anderen Reisen gewesen. So hat der Papagei nicht nur die Fahrt von Indien nach England mehrfach gemacht, sondern er hat auch Australien besucht, Amerika und Kanada. Tante Popsey reist, wie es für den Liebling eines so begüterten Fürsten gebührt, auf dem Schiff in einer eigenen Luxuskabine, zu Lande in einem Sonderabteil des Salonwagens ihres Freundes. Jam Sahib liebt seinen Papagei so, daß er lieber seinen Staat als ihn verlieren würde. Kürzlich war Popsey ernsthaft krank, litt an einer Bronchitis. Der Maharadscha war höchst beunruhigt und hatte eine ganze Schar von Aerzten aufgeboten. Der Vogel wurde mit Umschlägen und Inhalierungen behandelt wie ein Mensch. Leider hat er aber durch diese Krankheit ein paar seiner schönsten Federn eingebüßt, und trotz aller Bemühungen von „Schönheitsdoktoren", die der Herrscher um Rat fragte, sind sie ihm noch nicht wieder gewachsen.

Neujahrssprüche für Ehemänner.

In einem Leipziger Neujahrsalmanach für das Jahr 1829 finden wir die folgenden zwölf Denksprüche, die sich noch heute die Herren Ehemänner merken dürfen.

1. Ein gutes Weib, das merke dir, will mit Vernunft behandelt sein.
2. Sein biegsam Herz mißbrauche nicht, weil schwaches Werkzeug leicht zerbricht.
3. Sanft sei dein Wille und Gebot. Der Mann ist Herr und nicht Despot.
4. Macht irgend was den Kopf dir kraus, laß es an deiner Frau nicht aus.
5. Du fehlst, warum nicht auch die Frau, verlang nicht alles zu genau.
6. Treib nicht mit andern Minnespiel, dein Weib zu lieben sei dein Ziel.
7. Wenn dich die Frau um Geld anspricht, und sie bedarfs — so knaus're nicht.
8. Hat sie Vermögen, laß es ihr, schwatz' ihr's nicht ab — das merke dir.
9. Im Aufwand schränke dich zwar ein, doch mußt du auch kein Krauser sein.
10. Geh nicht zum Trunk und Spiel stets aus, hast Zeitvertreib genug zu Haus.
11. Für Weib und Kind leg was zurück. Und bau damit der Kinder Glück.
12. Beachte dies, dann weht ums Nest, kein böser Wind; Probatum est.

Woher der blaue Montag kommt.

Wie der Salomo den Tempel zu Jerusalem gebaut hat, da hat eines Morgens der Himmel blaut, wie wenn das ewige Pfingsten wär, und die Steinhauer haben mehr Lohn verlangt, weil sie am Sonntag alles versoffen gehabt haben, und haben auch gleich einen Vorschuß kriegen wollen. Der Salomo hat aber davon nichts wissen wollen, denn in dem sind sich die Bauherren und die Meister gleich, und hat die Steinhauer für dumm gehalten, weil er halt der weise Salomo gewesen ist. Da ist er aber schlecht ankommen, die haben gesagt: „Kannst du nicht zahlen, dann laß dir deinen Tempel malen!" und haben auf der Stelle Knüpfel und Schlageisen hingelegt und gedacht: wenn der Himmel blaut, dann können wir's auch, das ist net schwer. Und haben Jerusalemer Wein trunken, bis er oben rauskommen ist! Und haben Krach gemacht und auf die Weisheit gepfiffen, aber zünftig, zwischen den Fingern! so daß dem Salomo angst und bange worden ist und er seinen langen, weißen Bart gestrichen hat. Aber trotz seiner Weisheit hat er keinen Rat mehr gewußt, und das ist der erste Ausstand gewesen! Ein Fluch liegt aber seitdem doch auf dem Montag, die Steinhauer können an dem Tag nimmer schaffen, sie müssen blauen machen, ob sie wollen oder nicht, blauen, und wenn der Himmel mit Pfannkuchen zudeckt ist. Da gibts's einfach nichts andres, das sitzt in einem drin, und wem's nicht drinsitzt, der ist halt kein Steinhauer! Blauen sag ich, und wenn der ganze Schnee verbrennt! Und wenn das Bier aus ist, dann trinken wir halt Wein! Aber wenn einer Schnaps sauft, muß er ein Fäßle zahlen!

Was viele nicht wissen . . .

Eine moderne und eine gefährliche Erfindung ist die Statistik. In den Händen von Unverständigen und Uebelwollenden kann sie zu einer furchtbaren Waffe werden, kann Aufsichtsräte und Aktionäre täuschen, Regierungen Sand in die Augen streuen, Völker aufputschen und Kriege herbeiführen. Mit falschen Statistiken wurden der Zar und die russischen Staatsmänner jahrelang von ihren Untergebenen über den wahren Stand der Bahnbauten und Befestigungen getäuscht, falsche Bevölkerungsstatistiken haben im Versailler Frieden viel Unheil angerichtet. Eine Statistik kann aber auch, richtig gelesen, sehr belehrend, ja sogar amüsant sein. Was sagen Sie dazu, daß jeder Deutsche jährlich 80 Liter Bier trinkt. Wußten Sie, daß er heute 49,89 Kilogramm Fleisch ißt, während er 1913 nur 49,49 Kilogramm verzehrte? Interessant ist auch, daß der Kartoffelkonsum sehr erheblich zurückgegangen ist, auf den Kopf kommen jetzt nur noch 381 Kilogramm gegen 700 im Jahre 1913. 6 354 584 Zigarren, 32 768 355 Zigaretten und 377 245 Kilogramm Rauchtabak wurden in einem Jahr in die Luft geblasen und 251 874 Kilogramm Tabak gekaut. Das heißt also, daß rein rechnerisch gedacht, jeder zweite Deutsche eine einzige Zigarette im Jahre raucht. Was sagen die Kettenraucher, die sich eine Zigarette an der andern anzünden, zu solcher Statistik? Während also auf jeden Deutschen nur eine halbe Zigarette kommt, entfallen 320 Glas Bier auf dasselbe Haupt. Die Bierbrauer werden das mit Schmunzeln lesen und die Zigarettenfabriken lange Gesichter machen.

Von 100 Einwohnern sind 29 versichert, und mit Recht — denn nicht weniger als 2 876 143 Deutsche sind in einem Jahre erkrankt. Setzt man den Fall, daß jeder Deutsche nur einmal in seinem Leben krank wird, so müßte jeder alle 25 Jahre erkranken. Aber nicht allen bekommt das schlecht, denn 26 Männer und 46 Frauen werden über 100 Jahre alt.

483 198 Ehen werden geschlossen und 1 227 900 Kinder geboren, 734 359 Menschen sterben und 61 379 wandern aus. So geben die Statistiken dem, der sie zu lesen versteht, ein lebendiges Bild vom Werden und Vergehen und den Bedürfnissen des Volkes.

Aus aller Welt.

Neujahrsfeuer in Böhmen. Wie bei uns am Johannistage und in manchen Gegenden auch zu Ostern Feuer angezündet werden, so ist es in einigen deutschen Gegenden Böhmens noch Brauch, in der Silvesternacht auf den Bergen, auf Feldern und Wiesen, Neujahrsfeuer anzuzünden. In den letzten Tagen des Jahres ziehen die Kinder von Haus zu Haus, um alte Zaunlatten, zerfallene Kisten und Fässer, unbrauchbar gewordene Besen und andere Abfälle einzusammeln, die bei den Neujahrsfeuern verwendet werden können. Dabei sagen die Kinder den Spruch auf:

> Schenkt's uns a Scheidei (Scheit)!
> Wer uns ka Scheidei schenkt,
> Der lebt dös Jahr nit aus.

Das Jahr der Verwirrungen. Als Julius Cäsar im Jahre 46 den nach ihm benannten neuen Kalender einführte, bei dem die Dauer des reinen Sonnenjahres bestimmend war, ergab es sich, daß die Durchschnittsdauer jedes Einzeljahres von 365¼ Tagen am besten durch die Angliederung eines alle vier Jahre einzuführenden Schalttages festgesetzt werden könne. Nun aber war, da öfters Schalttage ausgelassen worden waren, ein solcher Ausfall von Schalttagen entstanden, daß es, um einen Ausgleich herbeizuführen, notwendig war, vor allem erst diese Schalttage wieder einzulegen, was auf Cäsars Befehl denn auch geschah. Die Folge hiervon war aber, daß das Jahr 46 anstatt der üblichen Tageszahl von 365 Tagen 445 Tage umfaßte, und deshalb erhielt es den Namen „das Jahr der Verwirrungen" (annus confusionis), womit es bis zum heutigen Tage gekennzeichnet ist.

Die Punsch-Pflanze. Diese Pflanze wird nicht, wie ihr Name vermuten läßt, zur Bereitung eines guten Punsches verwendet, sondern nur zum Durchduften von Tee. Ihren Namen verdient die Punsch-Pflanze (Lippia citriodora), ein Halbstrauch, der in Peru, Chile, Argentinien und Uruguay einheimisch ist, dennoch mit vollem Recht, denn der feine zitronenähnliche Duft, der ihr entströmt, erinnert stark an das Aroma eines wohlschmeckenden Zitronenpunsches. Trotzdem eignet sich das Gewächs nicht zum Verkochen, sondern ausschließlich zur Verwendung in getrocknetem Zustande.

Renntierpost in den Alpen. Die französische Postverwaltung macht Versuche, um in den Alpen Renntiere für den Postverkehr einzubürgern. Die Tiere sollen im Gebirge die Post befördern. Man hat sechs Renntiere kommen lassen, die vorerst noch in Freiheit umherlaufen. Damit sie nicht von Jägern geschossen werden, hat man ihnen Glocken umgehängt.

Wie hoch das Leben des englischen Königs versichert ist. Das Leben Königs Georgs von England ist insgesamt mit einer Versicherungssumme von einigen Millionen Pfund Sterlingen versichert, und es wird wenige Menschen geben, deren Leben versicherungsmäßig so hoch bewertet ist. Diese Versicherungssumme ist nicht von Familienmitgliedern der königlichen Familie abgeschlossen, sondern von allen möglichen Geschäftsleuten: Theaterdirektoren, Restaurationsbesitzern, Kabarettinhabern und ähnlichen Leuten, deren Betriebe im Falle des Todes des Landesfürsten durch die Landestrauer stark in Mitleidenschaft gezogen werden würden. Diese Geschäftsleute haben die Versicherung auf das Leben des Königs abgeschlossen, um dadurch den Ausfall zu decken, den sie durch den Tod des Landesherrn erleiden müssen.

Fröhliche Ecke.

Vertrauen. Nolle und Bolle wurden geklappt. Beim Fassadenklettern. „Seit wann kennen Sie denn Ihren Kumpanen Bolle?" fragt der Richter Nolle. „Ungefähr seit acht Tagen. Wir lernten uns in einer kleinen Kneipe kennen, und er erzählte mir gleich, daß er schon zehnmal vorbestraft sei. Und das gab mir Vertrauen zu ihm . . ."

Reisen. „Voriges Jahr war ich in Afrika," protzt Globetrotter. „Dieses Jahr werde ich nach dem Nordpol segeln." — Flaxt Flapps: „Dann passen Sie nur auf, Herr, daß Sie sich bei dem schnellen Temperaturwechsel keinen Schnupfen holen."

Ja, dann allerdings. „Himmeldonnerwetter!" schrie Bumm, und neigte seinen langen Oberkörper zum Auto hinaus. „Verkehrsschutzmann! Sagen Sie mal, wann geben Sie denn endlich das Zeichen zum Weiterfahren? Ich warte schon zwanzig Minuten hier!" — „Das ist ganz natürlich," lachte der Verkehrsdirektor, „Sie haben sich ja an eine Taxireihe angestellt."

Schielender Richter. Zum ersten Angeklagten: „Wie heißen Sie?" — Der zweite Angeklagte antwortet: „Düschanek." — Der Richter zum zweiten Angeklagten: „Ich habe Sie ja gar nicht gefragt." — Darauf der dritte Angeklagte: „Ich habe ja auch gar nichts gesagt."

Indiskret. Der Richter fragt Fräulein Anna Schickedanz: „Wie alt sind Sie, Angeklagte!" — Anna Schickedanz säuselt errötend: „Ich zähle zwanzig Jahre!" — Ironisch lächelt der Richter: „Und wieviel Jahre zählen Sie nicht!"